



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Die Jesuitenkirche in G.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

nahm Trabacchio's Kisten und warf es, ohne es zu öffnen, in eine tiefe Bergschlucht. Nun genoß Andres eines ruhigen heitern Alters, das keine feindliche Macht zu zerstören vermochte.

Die Jesuitenkirche in G.

In eine elende Postkutsche gepackt, die die Motten, wie die Ratten Prospero's Fahrzeug, aus Instinkt verlassen hätten, hielt ich endlich, nach halbschmerzlicher Fahrt, halbschmerzlicher, vor dem Wirthshause auf dem Markte in G. Alles Unglück, das mir selbst begegnen können, war auf meinen Wagen gefallen, der zerbrochen bei dem Postmeister der letzten Station lag. Vier magere, abgetriebene Pferde schleppten nach mehreren Stunden endlich mit Hilfe mehrerer Bauern und meines Bedienten das barocke Reisehaus und meines Bedienten kamen, schüttelten die Köpfe und meinten, daß eine Hauptreparatur nöthig sey, die zwei, auch wohl drei Tage dauern könne. Der Ort schien mir freundlich, die Gegend annehmlich, und doch erschraf ich nicht wenig über den mit gedrohten Aufenthalt. Warst Du, gütiger Leser! jemals genötigt, in einer kleinen Stadt, wo Du niemanden — niemanden kanntest, wo Du jedem fremd bliebst, drei Tage zu verweilen, und hat nicht irgend ein tiefer Schmerz den Drang nach gemüthlicher Mittheilung in Dir wogezogen, so wirst Du mein Unbehagen mit mir fühlen. In dem Wort geht ja erst der Geist des Lebens auf in Allen um uns her; aber die Kleinstädter sind wie ein in sich selbst verübtes, abgeschlossenes Dreieck eingesperrt und eingespungen, nur ihre eignen Stücke geben rein und richtig, jeder Ton des Fremden dissonirt ihren Ohren und bringt sie augenblicklich zum Schweigen. — Recht mißthunlich schritt ich in meinem Zimmer auf und ab; da fiel mir plötzlich ein, daß ein Freund in der Heimath, der ehemals ein paar Jahre hindurch in G. gewesen, oft von einem gelehrten, geistreichen Manne sprach, mit dem er damals viel umgegangen. Auch des Namens erinnerte ich mich: es war der Professor im Jesuiten-Collegio Moysius Walter. Ich beschloß hinzugehen und meines Freundes Bekanntschaft für mich selbst zu nutzen. Man sagte mir im Collegio, daß Professor Walter zwar eben lebte, aber in kurzer Zeit endigen werde, und stellte mir frei, ob ich wiederkommen oder in den äußern Sälen verweilen wolle. Ich wählte das letzte. Ueberall sind die Häuser, die Collegien, die Kirchen der Jesuiten in jenem italienischen Styl gebaut, der auf antike Form und Manier gestützt, die Annuth und Pracht dem heiligen Ernst, der religiösen Würde vorzieht. So waren auch hier die hohen, lustigen, hellen Säle mit reicher Architektur geschmückt, und sonderbar genug stachen gegen heiligen Bilder, die hier und da an den Wänden zwischen ionischen Säulen hingen, die Superporten ab, welche durchgehends Genientänze, oder paar Fruchte und Leckerbissen der Küche darstellten. — Der Professor trat ein, ich erinnerte ihn an meinen Freund, und nahm auf die Zeit meines gezwungenen Aufenthalts seine Gastlichkeit in Anspruch. Ganz, wie ihn mein Freund beschrieben, fand ich den Professor; hellgesprächig — weltgewandt — kurz, ganz in der Manier des höhern Geistlichen, der wissenschaftlich ausgebildet, oft genug über das Brevier hinweg in das Leben geschaut hat, um genau zu wissen, wie es darin berage. Als ich sein Zimmer auch mit moderner Eleganz eingerichtet fand, kam ich auf meine vorigen Bemerkungen in den Sälen zurück, die ich gegen den Professor laut werden ließ. „Es ist wahr,“ erwiderte er, „wir haben jenen düstern Ernst, jene sonderbare Majestät des niederschmetternden Tyrannen, die

im gothischen Bau unsere Brust beklemmt, ja wohl ein unheimliches Grauen erregt, aus unsern Gebäuden verbannt, und es ist wohl verdienstlich, unsern Werken die regsame Heiterkeit der Alten anzueignen.“ „Sollte aber,“ erwiderte ich, „nicht eben jene heilige Würde, jene hohe zum Himmel strebende Majestät des gothischen Baues recht von dem wahren Geist des Christenthums erzeugt seyn, der, überfinnlich, dem sinnlichen, nur in dem Kreis des Irdischen bleibenden Geiste der antiken Welt geradezu widerstrebt?“ — Der Professor lächelte. „Ei,“ sprach er, „das höhere Reich soll man erkennen in dieser Welt, und diese Erkenntniß darf geweckt werden durch heitere Symbole, wie sie das Leben, ja der aus jenem Reich ins irdische Leben herabgekommene Geist darbietet. Unsere Heimath ist wohl dort droben: aber so lange wir hier haufen, ist unser Reich auch von dieser Welt.“ — Ja wohl, dachte ich: in Allem was Ihr thatet, bewieset Ihr das Euer Reich von dieser Welt, ja nur allein von dieser Welt ist; ich sagte aber das, was ich dachte, keinesweges dem Professor Moysius Walter, welcher also fortfuhr: „Was Sie von der Pracht unserer Gebäude hier am Orte sagen, möchte sich wohl nur auf die Annehmlichkeit der Form beziehen. Hier, wo der Marmor unerschwinglich ist, wo große Meister der Malerkunst nicht arbeiten mögen, hat man sich, der neuern Tendenz gemäß, mit Surrogaten behelfen müssen. Wir thun viel, wenn wir uns zum polirten Gips versteigen, mehrentheils schafft nur der Maler die verschiedenen Marmorarten, wie es eben jetzt in unserer Kirche geschieht, die, Dank sey es der Freigebigkeit unserer Patronen, neu dekorirt wird.“ Ich äußerte den Wunsch die Kirche zu sehen: der Professor führte mich hinab, und als ich in den forinthischen Säulengang, der das Schiff der Kirche formte, eintrat, fühlte ich wohl den nur zu freundlichen Eindruck der zierlichen Verhältnisse. Dem Hochaltare links war ein hohes Gerüste errichtet, auf dem ein Mann stand, der die Wände in Giallo antik übermalte. „Nun, wie geht es, Berthold?“ rief der Professor hinauf. Der Maler wandte sich nach uns um, aber gleich fuhr er wieder fort zu arbeiten, indem er mit dumpfer beinahe unmerklicher Stimme sprach: „Biel Plage — krummes, verworrenes Zeug — kein Lineal zu brauchen — Thiere — Affen — Menschengesichter — Menschengesichter — o ich elender Thor!“ Das letzte rief er laut mit einer Stimme, die nur der tiefste im Innersten wühlende Schmerz erzeugt; ich fühlte mich auf die seltsamste Weise angeregt, jene Worte und der Ausdruck des Gesichts, der Blick, womit er zuvor den Professor anschaute, brachten mir das ganze zerrissene Leben eines unglücklichen Künstlers vor Augen. Der Mann mochte kaum über vierzig Jahr alt seyn; seine Gestalt, war sie auch durch den unförmlichen, schmutzigen Maleranzug entstellt, hatte was unbeschreiblich edles, und der tiefe Gram konnte nur das Gesicht entfärben, das Feuer, was in den schwarzen Augen strahlte, aber nicht auslöschen. Ich frug den Professor, was es mit dem Maler wohl für eine Bewandniß hätte. „Es ist ein fremder Künstler,“ erwiderte er, „der sich gerade zu der Zeit hier einfand, als die Reparatur der Kirche beschlossen worden. Er unternahm die Arbeit, die wir ihm antrugen, mit Freuden, und in der That war seine Ankunft ein Glücksfall für uns; denn weder hier, noch in der Gegend weit umher hätten wir einen Maler aufreiben können, der für alles, dessen es hier zu malen bedarf, so tüchtig gewesen wäre. Uebrigens ist es der gutmüthigste Mensch von der Welt, den wir alle recht lieben, und so kommt es denn, daß er in unserm Collegio gut aufgenommen wurde. Außer dem ansehnlichen Honorar, das er für seine Arbeit erhält, verköstigen wir ihn; dieß ist aber für uns ein sehr

geringer Aufwand, denn er ist beinahe zu mäßig, welches freilich seinem kränklichen Körper zusagen mag.“

„Aber,“ fiel ich ein, „er schien heute so mürrisch — so aufgeregt.“ — „Das hat seine besondere Ursache,“ erwiderte der Professor, „doch lassen Sie uns einige schöne Gemälde der Seiten-Altäre anschauen, die vor einiger Zeit ein glücklicher Zufall uns verschaffte. Nur ein einziges Original, ein Dominichino, ist dabei, die anderen sind von unbekanntem Meistern der italienischen Schule, aber sind Sie vorurtheilsfrei, so werden Sie gestehen müssen, daß jedes den berühmtesten Namen tragen dürfte.“

Ich fand es ganz so, wie der Professor gesagt hatte. Es war seltsam, daß das einzige Original gerade zu den schwächern Stücken gehörte, war es nicht wirklich das schwächste, und daß dagegen die Schönheit mancher Gemälde ohne Namen mich unwiderstehlich hinriß. Ueber das Gemälde eines Altars war eine Decke herabgelassen; ich frug nach der Ursache. „Dies Bild,“ sprach der Professor, „ist das schönste was wir besitzen, es ist das Werk eines jungen Künstlers der neueren Zeit — gewiß sein letztes, denn sein Flug ist gehemmt — Wir mußten in diesen Tagen das Gemälde aus gewissen Gründen verhängen lassen, doch bin ich vielleicht morgen oder übermorgen im Stande, es Ihnen zu zeigen.“ — Ich wollte weiter fragen, indessen schritt der Professor rasch durch den Gang fort, und das war genug, um seine Unlust zu zeigen, mir weiter zu antworten. Wir gingen in das Collegium zurück, und gern nahm ich des Professors Einladung an, der mit mir Nachmittags einen nahegelegenen Lustort besuchen wollte. Spät kehrten wir heim, ein Gewitter war aufgestiegen, und kaum langte ich in meiner Wohnung an, als der Regen herabströmte. Es mochte wohl schon Mitternacht seyn, da klärte sich der Himmel auf, und nur noch entfernt murrmete der Donner. Durch die geöffneten Fenster wehte die laue, mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft in das dumpfe Zimmer, ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, unerachtet ich müde genug war, noch einen Gang zu machen; es glückte mir, den mürrischen Hausknecht, der schon seit zwei Stunden schnarchen mochte, zu erwecken, und ihn zu bedeuten, daß es kein Wahnsinn sey, noch um Mitternacht spazieren zu gehen. Bald befand ich mich auf der Straße. Als ich bei der Jesuitenkirche vorüberging, fiel mir das blendende Licht auf, das durch ein Fenster strahlte. Die kleine Seitensforte war nur angelehnt, ich trat hinein und wurde gewahr, daß vor einer hohen Blende eine Wachsfackel brannte. Näher gekommen, bemerkte ich, daß vor der Blende ein Netz von Bindfaden aufgespannt war, hinter dem eine dunkle Gestalt eine Leiter hinauf und hinunter sprang, und in die Blende etwas hineinzuzichnen schien. Es war Berthold, der den Schatten des Netzes mit schwarzer Farbe genau überzog. Neben der Leiter auf einer hohen Staffelei stand die Zeichnung eines Altars. Ich erstaunte über den sinnreichen Einfall. Bist Du, günstiger Leser, mit der edlen Malerkunst was wenigens vertraut, so wirst Du ohne weitere Erklärung sogleich wissen, was es mit dem Netz, dessen Schattenstriche Berthold in die Blende hineinzeichnete, für eine Verwandtniß hat. Berthold sollte in die Blende einen hervorspringenden Altar malen. Um die kleine Zeichnung richtig in das Große zu übertragen, mußte er beides, den Entwurf und die Fläche, worauf der Entwurf ausgeführt werden sollte, dem gewöhnlichen Verfahren gemäß mit einem Netz überziehen. Nun war es aber keine Fläche, sondern eine halbrunde Blende, worauf gemalt werden sollte; die Gleichung der Quadrate, die die krummen Linien des Netzes auf der Höhlung bildeten, mit den geraden des Entwurfs und die Berichtigung der architektonischen Verhältnisse, die sich herauspringend darstellen sollten, war daher nicht anders zu finden, als auf jene einfache

geniale Weise. Wohl hütete ich mich vor die Fabel zu treten, und mich so durch meinen Schlußfaden zu verrathen, aber nahe genug zur Seite stand ich, um den Maler genau zu beobachten. Er schien mir ganz von anderer, vielleicht war es nur Wirkung des Besonderen, aber sein Gesicht war geröthet, seine Augen bligten wie vor innerm Wohlbehagen, und als er seine Linien fertig gezeichnet, stellte er sich mit in die verschiedensten Haltungen vor die Blende hin, und saß, die Arbeit beschauend, ein muntres Liedchen. Nun wandte er sich um und riß das aufgepannte Netz herunter. Er fiel ihm meine Gestalt in's Auge. „He da! he da!“ rief er laut: „seyd Ihr es, Christian?“ — Ich trat auf ihn zu, erklärte ihm was mich in die Kirche gelockt, und, den sinnreichen Einfall mit dem Schattennetz bewundernd, gab ich mich als Kenner und Ausübender der edlen Malerkunst zu erkennen. Ohne mir darauf weiter zu antworten, sprach Berthold: „Christian, ich weiß weiter nichts, als ein Faulenzger; treu wollte er gehalten bei mir die ganze Nacht hindurch, und nun will er gewiß irgendwo auf dem Dhr! — Mein Werk muß vorrücken, denn morgen malt sich's vielleicht hier in der Blende teuflisch schlecht — und allein kann ich das jetzt nichts machen.“ Ich erbot mich ihm behilflich zu seyn. Er lachte laut auf, faßte mich bei beiden Schaltern und rief: „Das ist ein excellenter Spaß, was wird Christian sagen, wenn er morgen merkt, daß er ein Gesel ist, und ich seiner gar nicht bedürftig bin! Nun so kommt, fremder Geselle und Bruder, höllst mich erst fein bauen.“ Er zündete einige Kerzen an, warf die durch die Kirche, schleppten Böcke und Stühle herbei, und bald stand ein hohes Gerüst in der Blende. „Nun frisch zugereicht,“ rief Berthold, indem er hinaufstieg. Ich erstaunte über die Schnelligkeit, mit der Berthold die Zeichnung in's Große übertrug; fast zu er seine Linien, niemals gefehlt, immer richtig und rein. An dergleichen Dinge in früherer Zeit gewöhnt, half ich dem Maler treulich, indem ich, bald oben, bald unter ihm stehend, die langen Lineale in die angegebenen Punkte einsetzte und festhielt, die Kohlen spitz hielt und ihm zureichte u. s. w. „Ihr seyd ja gar ein anderer Geselle,“ rief Berthold ganz fröhlich, „und Ihr,“ erwiderte ich, „in der That einer der besten Architekten-Maler, die es geben mag; habt Ihr denn bei Eurer fertigen, letzten Faust nie andere Malerei getrieben, als diese? — Zerzeiht meine Frage.“ „Was meint Ihr denn eigentlich?“ sprach Berthold. „Nun,“ erwiderte ich, „ich meine das Ihr zu etwas bestem taugt, als Kirchenwände mit Marmorfüßen zu bemalen. Architektur-Malerei bleibt doch immer etwas untergeordnetes; der Historien-Maler, der Landschaftler steht unbedingt höher. Geist und Fantasie, nicht in die engen Schranken geometrischer Linien gebannt, erheben sich in freiem Fluge. Selbst das einzige fantastische Eurer Malerei, die sinnestäuschende Perspektive, hängt von genauer Berechnung ab, und so ist die Wirkung das Erzeugniß, nicht des genialen Gebannens, sondern nur mathematischer Spekulation.“ Der Maler hatte, während ich dies sprach, den Pinsel abgeworfen, und den Kopf in die Hand gestützt. „Unbekannter Freund,“ fing er jetzt mit dumpfer, feierlicher Stimme an: „Du frevelst, wenn Du die verschiedenen Zweige der Kunst in Rangordnung stellen willst, wie die Vasallen eines stolzen Königs. Und noch größerer Frevel ist es, wenn Du nur die Verwegenen achtest, welche taub für die Kirren der Sklavenkette, süßlos für den Druck des Jochs, sich frei, ja selbst sich Gott wähen, und herrschen und herrschen wollen über Licht und Leben.“ — „Kannst Du die Fabel von dem Prometheus, der Schöpfer seyn wollte, und das Feuer vom Himmel stahl, um seine Ge-“

ten Figuren zu beleben? — Es gelang ihm, lebendig
schreiten die Gestalten daher, und aus ihren Augen
strahlte jenes himmlische Feuer, das in ihrem Innern
brannte; aber rettungslos wurde der Frevler, der sich an-
gemessene Göttliches zu fassen, verdammt zu ewiger, fürch-
terlicher Qual. Die Brust, die dem Ueberirdischen aufgegangen,
zerfällte der Geier, den die Nacht geboren, und der
sich nun näherte von dem eignen Innern des Vermessen-
nen. Der das Himmlische gewollt, fühlte ewig den irdi-
schen Schmerz. — Der Maler stand in sich ver-
sunken da. „Aber,“ rief ich: „Berthold, wie begehnen
Sie das Alles auf Ihre Kunst? Ich glaube nicht, daß
irgend jemand es so vermessenen Frevler halten kann,
Menschen zu bilden, sey es durch Malerei oder Plas-
tik.“ Wie in bitterm Hohn lachte Berthold auf: „Da
du — Kinderpiel ist kein Frevler! — Kinderpiel ist's
wie sie's machen, die Leute die getroffen ihre Pinsel in die
Farbentöpfe stecken und eine Leinwand beschmieren, mit
der nachlässigen Geier, Menschen darzustellen; aber
es kommt so heraus, als habe, wie es in jenem Trauer-
spiele sieht, irgend ein Handlanger der Natur versucht,
Menschen zu bilden, und es sey ihm mißlungen. — Das
sind keine freudige Sünden, das sind nur arme un-
schuldige Maren! Aber Herr! — wenn man nach dem
Höchsten strebt — nicht Fleischlust, wie Titian —
sein das Höchste der göttlichen Natur, der Prometheus-
sünden im Menschen — Herr! — es ist eine Klippe —
ein schmaler Strich, auf dem man steht — der Ab-
grund ist offen! — über ihm schwebt der kühne Segler
und ein teuflischer Trug läßt ihn unten — unten das
erschließen, was er oben über den Sternen erschauen woll-
te.“ — Tief seufzte der Maler auf, er fuhr mit der
Hand über die Stirn, und blickte dann in die Höhe.
„Aber was schwachte ich mit Euch, Geselle, da drunten
für telles Zeug, und male nicht weiter? — Schaut her,
Geselle, das nenne ich treu und ehrlich gezeichnet. Wie
herrlich ist die Regel! — alle Linien einen sich zum be-
stimmten Zweck, zu bestimmter deutlich gedachter Wir-
kung. Nur das Gemessene ist rein menschlich; was drü-
ber geht, vom Nebel. Das Uebermenschliche muß Gott
oder Teufel seyn; sollten beide nicht in der Mathemati-
k von Menschen übertroffen werden? Sollt' es nicht
denkbar seyn, daß Gott uns ausdrücklich erschaffen hätte,
um das, was nach gemessenen, erkennbaren Regeln dar-
zustellen ist, kurz, das rein Communicable, zu besorgen
für seinen Hausbedarf, so wie uns unsterblich wieder
Sägmäsheln und Spinnmaschinen bauen, als mechani-
sche Werkmeister unseres Bedarfs. Professor Walter
behauptete neulich, daß gewisse Thiere bloß erschaffen
wären, um von andern gefressen zu werden, und das lä-
me doch am Ende zu unserm Nutzen heraus, so wie z. B.
die Kägen den angeborenen Instinkt hätten, Mäuse zu
fressen, damit diese uns nicht den Zucker, der zum
Frühstück bereit läge, wegnapern sollten. Am Ende
hat der Professor Recht — Thiere und wir selbst sind
gut eingerichtete Maschinen, um gewisse Stoffe zu ver-
arbeiten und zu verketten für den Tisch des unbekannt-
en Königs — Nun frisch — frisch, Geselle — reiche mir
die Töpfe! — Alle Töne hab' ich geklärt beim lieben
Sonnenschein abgestimmt, damit mich der Fackelschein
nicht trüge, sie stehen numerirt im Winkel. Reich' mir
Numero eins, mein Junge! — Grau in Grau! — Und
was wäre das trockne, mühselige Leben, wenn der Herr
das Himmel's uns nicht so manches bunte Spielzeug in
die Hände gegeben hätte! — Wer artig ist, trachtet nicht
wie der neunziger Hube, den Kästen zu zerbrechen, in
dem es argelt, wenn er die äußere Schraube dreht. —
Man sagt, es ist ganz natürlich, daß es drinnen klingt;
beim ich drehe ja die Schraube! — Indem ich die Ge-

bäl richtig aus dem Augenpunkt ausgezeichnet, weiß ich
bestimmt, daß es sich dem Beschauer plastisch darstell-
Numero zwei heraufgereicht, Junge! — Nun male ich
es aus in den regelrecht abgestimmten Farben — es er-
scheint vier Ellen zurücktretend. Das weiß ich alles ge-
wis; o! man ist erstaunlich klug — Wie kommt es,
daß die Gegenstände in der Ferne sich verkleinern? Die
einzige dumme Frage eines Chinesen könnte selbst den
Professor Sytelwein in Verlegenheit setzen; doch könnte
er sich mit dem orgelnden Kasten helfen und sprechen, er
habe manchmal an der Schraube gedreht, und immer
dieselbe Wirkung erfahren — Violet Numero eins,
Junge! — ein anderes Lineal — dicken ausgewaschenen
Pinsel! Ach, was ist all' unser Ringen und Streben
nach dem Höheren anderes, als das unbeholfene, bewußt-
lose Handthieren des Säuglings, der die Amme vertest,
die ihn wohlthätig nährt! — Violet Numero zwei —
frisch Junge! — das Ideal ist ein schöner, läugneri-
scher Traum vom göhrenden Blute erzeugt. — Die
Töpfe weg, Junge — ich steige herab. — Der Teufel
narrt uns mit Puppen, denen er Engelsittige anae-
leimt.“ — Nicht möglich ist es mir, alles das wörtlich
zu wiederholen, was Berthold sprach, indem er rasch
fortmalte, und mich ganz wie seinen Handlanger brauch-
te. In der angegebenen Manier fuhr er fort, die Be-
schränktheit alles irdischen Beginmens auf das bitterste
zu verhöhnen; ach ich schaute in die Tiefe eines auf den
Tod verwundeten Gemüths, dessen Klage sich nur in
schneidender Ironie erhebt. Der Morgen dämmerte, der
Schein der Fackel verblaßte vor den hereinbrechenden
Sonnenstrahlen. Berthold malte eifrig fort, aber er
wurde stiller und stiller und nur einzelne Laute — zuletzt
nur Seufzer, entflohen der gepreßten Brust. Er hatte
den ganzen Altar mit gehöriger Farbenabstufung ange-
legt, und schon jetzt, ohne weiter ausgeführt zu seyn,
sprang das Gemälde wunderbar hervor. „In der That
herrlich — ganz herrlich,“ rief ich voll Bewunderung
aus. „Meinen Sie,“ sprach Berthold mit matter Stim-
me; „daß etwas daraus werden wird? — Ich gab mir
wenigstens alle Mühe richtig zu zeichnen; aber nun
kann ich nicht mehr.“ — „Keinen Pinselstrich weiter,
lieber Berthold!“ sprach ich: „es ist beinahe ungläublich,
wie Sie mit einem solchen Werk in wenigen Stunden so
weit vorrücken konnten; aber Sie greifen sich zu sehr an,
und verschwinden Ihre Kraft.“ — „Und doch,“ erwies-
berte Berthold, „sind das meine glücklichsten Stunden.
— Vielleicht schwachte ich zu viel, aber es sind ja nur
Worte, in die sich der das Innere zerreißen Schmerz
auflöst.“ — „Sie scheinen sich sehr unglücklich zu fühlen,
mein armer Freund,“ sprach ich: „irgend ein furchts-
bares Ereigniß trat feindlich zerstörend in Ihr Leben!“
— Der Maler trug langsam seine Geräthschaften in die
Capelle, löschte die Fackel aus, kam dann auf mich zu,
faßte meine Hand und sprach mit gebrochener Stimme:
„Könnten Sie einen Augenblick Ihres Lebens ruhigen,
heiteren Geistes seyn, wenn Sie sich eines gräßlichen, nie
zu sühnenden Verbrechens bewußt wären?“ — Erstarrt
blieb ich stehen. Die hellen Sonnensstrahlen fielen in
des Malers leichenblasse, zerstörtes Gesicht, und er war
beinahe gespenstisch anzusehen, als er fortwankte durch
die kleine Pforte in das Innere des Collegiums. —
Kaum erwarten konnte ich am folgenden Tage die
Stunde, die mir Professor Walter zum Wiedersehen
bestimmt hatte. Ich erzählte ihm den ganzen Auftritt
der vorigen Nacht, der mich nicht wenig aufgereggt hatte;
ich schilderte mit den lebendigsten Farben des Malers
wunderliches Benehmen, und verschwieg kein Wort, das
er gesprochen, selbst das nicht, was ihn selbst betroffen.
Je mehr ich aber auf des Professors Theilnahme hoffte,
desto gleichgültiger schien er mir, ja er lächelte selbst

über mich auf eine höchst widrige Weise, als ich nicht nachließ, von Berthold zu reden und in ihn zu bringen, mir ja alles, was er von dem Unglücklichen wußte, zu sagen. „Es ist ein wunderlicher Mensch, dieser Maler,“ fing der Professor an: „sanft — gutmüthig — arbeitsam — nüchtern, wie ich Ihnen schon früher sagte, aber schwachen Verstandes; denn sonst hätte er sich nicht durch irgend ein Ereigniß im Leben, sey es selbst ein Verbrechen, das er beging, herabstimmern lassen vom herrlichen Historienmaler zum dürftigen Wandpinstler.“ Der Ausdruck Wandpinstler ärgerte mich so wie des Professors Gleichgültigkeit überhaupt. Ich suchte ihm darzutun, daß noch jetzt Berthold ein höchst achtungswerther Künstler, und der höchsten, regsamsten Theilnahme werth sey. „Nun,“ fing der Professor endlich an: „wenn Sie einmal unser Berthold in solch hohem Grade interessiert, so sollen Sie Alles, was ich von ihm weiß, und das ist nicht wenig, ganz genau erfahren. Zur Einleitung dessen, lassen Sie uns gleich in die Kirche gehen! Da Berthold die ganze Nacht hindurch mit Anstrengung gearbeitet hat, wird er heute Vormittag rasten. Wenn wir ihn in der Kirche fänden, wäre mein Zweck verfehlt.“ Wir gingen nach der Kirche, der Professor ließ das Tuch von dem verhängten Gemälde herunternehmen und in zauberischem Glanze ging vor mir ein Gemälde auf, wie ich es nie gesehen. Die Composition war wie Raphaels Styl, einfach und himmlisch erhaben! — Maria und Elisabeth in einem schönen Garten auf einem Rasen sitzend, vor ihnen die Kinder Johannes und Christus mit Blumen spielend, im Hintergrunde seitwärts eine betende männliche Figur! — Maria's holdes, himmlisches Gesicht, die Hobeit und Frömmigkeit ihrer ganzen Figur erfüllten mich mit Staunen und tiefer Bewunderung. Sie war schön, schöner als je ein Weib auf Erden, aber so wie Raphaels Maria in der Dresdener Gallerie verkündete ihr Blick die höhere Macht der Gottes-Mutter. Ach! mußte vor diesen wunderbaren, von tiefem Schatten umflossenen Augen nicht in des Menschen Brust die ewigdurthende Sehnsucht aufgehen? Sprachen die weichen halbgeöffneten Lippen nicht tröstend, wie in den kalten Engelsmelodien, von der unendlichen Seligkeit des Himmels? — Nieder mich zu werfen in den Staub vor ihr, der Himmels-Königin, trieb mich ein unbeschreibliches Gefühl — keines Wortes mächtig konnte ich den Blick nicht abwenden von dem Bilde ohne Gleichen. Nur Maria und die Kinder waren ganz ausgeführt, an der Figur Elisabeths schien die letzte Hand zu fehlen, und der betende Mann war noch nicht übermalt. Näher getreten erkannte ich in dem Gesicht dieses Mannes Berthold's Züge. Ich ahnte was mir der Professor gleich darauf sagte: „Dieses Bild,“ sprach er, „ist Berthold's letzte Arbeit, das wir vor mehreren Jahren aus N. in Oberschlesien, wo es von einem unserer Collegen in einer Versteigerung gekauft wurde, erbielten. Auerachtet es nicht vollendet ist, ließen wir es doch statt des elenden Altarblatts, das sonst hier stand, einfügen. Als Berthold angekommen war und dies Gemälde erblickte, schrie er laut auf und stürzte bewußtlos zu Boden. Nachher vermied er sorgfältig es anzublicken, und vertraute mir, daß es seine letzte Arbeit in diesem Fache sey. Ich hoffte ihn nach und nach zur Vollendung des Bildes zu überreden, aber mit Entsetzen und Abscheu wies er jeden Antrag der Art zurück. Um ihn nur einigermaßen heiter und kräftig zu erhalten, mußte ich das Bild verhängen lassen, so lange er in der Kirche arbeitet. Fiel es ihm nur von ungefähr in's Auge, so lief er wie von unwiderstehlicher Macht getrieben hin, warf sich laut schluchzend nieder, bekam seinen Paroxysmus, und war auf

mehrere Tage unbrauchbar.“ — „Armer — unglücklicher Mann!“ rief ich aus, „welch' ein Zufelsfaust griff so grimmig zerstörend in dein Leben?“ „D!“ sprach der Professor: „die Hand sammt dem Arm ist ihm an den Leib gewachsen — Ja ja! — selbst war gewiß sein eigener Dämon — sein Leben der in sein Leben mit der Höllenfaust hineinstechend. Wenigstens geht das aus seinem Leben über hervor.“ Ich bat den Professor, mir doch nur so gleich Alles zu sagen, was er über des unglücklichen Malers Leben wußte. „Das würde viel zu weitläufig seyn, und viel zu viel Athem kosten,“ erwiderte der Professor. „Verderben wir uns den heitern Tag mit dem trüben Zeuge! Lassen Sie uns frühstücken, und dann nach der Mühle gehen, wo uns ein köstliches zubereitetes Mittagsmahl erwartet.“ Ich vertugte auf, in den Professor zu dringen, und nach dem Hin- und Herreden kam es endlich heraus, daß nach der Ankunft Berthold's sich ein Jüngling, der dem Collegio studirte, mit voller Eile an ihn anschickte, daß diesem Berthold nach und nach die Bruchstücke seines Lebens vertraute, die der junge Mann festlich aufschrieb und dem Professor Walter das Manuskript übergab. „Es war,“ sprach der Professor: „ein Entusiast, wie Sie, mein Herr, mit Ihren Gläubigkeit! Aber das Ausschreiben der wunderlichen Begebenheiten des Malers diente ihm in der That zu trefflicher Stylübung. Mit vieler Mühe erhielt ich von dem Professor das Versprechen, daß er mir bald nach geübter Lustpartie das Manuskript anbringen wolle. Sey es, daß es die gespannte Nerven an oder war der Professor wirklich selbst daran Schicksal kurz, niemals hab' ich mehr Vangeweile empfunden, als den Tag. Schon die Gesichte des Professors wußte Berthold's war mit fatal: aber seine Gesichte, die er mit den Collegen, die an dem Maler Theil nahmen, führte, überzeugten mich, daß, trotz aller Besonnenheit, aller Weltgewandtheit, sein Sinn für's Böse gänzlich verschlossen, und er der krasseste Materialist werden es geben konnte. Das System von dem festen und gefressen werden, wie es Berthold anfing, hatte er wirklich adoptirt. Alles geistige Streben, Gesinnungs- und Schaffungskraft leitete er aus gewissen Conjecturen der Geweide und des Magens her, und dabei kramte er noch mehr närrische abnorme Einfälle aus. Er behauptete z. B. sehr ernsthaft, daß jeder Gedanke durch die Begattung zweier Fäserchen im menschlichen Gehirn erzeugt würde. Ich begriff, auf welche Weise der Professor mit solchen tollen Dingen den armen Berthold in verzeuflender Ironie alle günstige Einwirkung des Höheren ansocht, quälte, und in die noch blutenden Wunden spitz Dolche einsehen mußte. Entsetzt über Abend gab mir der Professor ein paar beschriebene Bogen mit den Worten: „Hier, lieber Entusiast, ist das Studenten-Nachwerk. Es ist nicht über geschrieben, aber höchst sonderbar und wider alle Regel nicht von dem Herrn Verfasser, ohne es weiter anzudeuten, was der Malers wörtlich in der ersten Person ein. Ich mache ich Ihnen mit dem Aufsatze, über den ich mich Amtswegen verfügen kann, ein Geschenk, da ich weiß, daß sie kein Schriftsteller sind. Der Verfasser der hiesigen taffelücke in Gallot's Manier hätte es eben nach dem tollen Manier arg zugeschnitten und gleich wieder verschaffen, welches ich nicht von Ihnen zu erwarten habe.“ Der Professor Alexius Walter wußte nicht, daß er wirklich den reisenden Entusiastien vor sich hatte, wiewohl er es hätte merken können, und so gab er Dir, mein günstiger Leser! des Jesuiten — Entusiast — kurze Erzählung von dem Maler Berthold. Die Erzählung wie er sich mir zeigte, wird dadurch ganz richtig

Du, o mein Leser! wirst dann auch gewahren, wie des Schicksals wunderliches Spiel uns oft zu verderblichem Verthum treibt.

„Laßt Euern Sohn nur getrost nach Italien reisen! Schon jetzt ist er ein wahrer Künstler, und es fehlt ihm hier in D. keinesweges an Gelegenheit, noch den trefflichsten Originalen jeder Art zu studiren, aber dennoch darf er nicht hier bleiben. Das freie Künstlerleben muß ihm in dem heitern Kunstlande aufgehen, sein Studium wird dort sich erst lebendig gestalten, und den eigenen Gedanken erzeugen. Das Copiren allein hilft ihm nun nichts mehr. Mehr Sonne muß die aufspringende Pflanze erhalten, um zu gedeihen und Blüth' und Frucht zu tragen. Euer Sohn hat ein reines wahrhaftiges Künstlergemüth, darum sey ihm alles Uebrig' unbesorgt!“ So sprach der alte Maler Stephan Birchner zu Bertholds Eltern. Die raffen alles zusammen was der künftiger Haushalt entbehren konnte, und statten den Jüngling aus zur langen Reise. So ward Bertholds begehrt' Wunsch, nach Italien zu gehen, erfüllt.

„Als mir Birchner den Entschluß meiner Eltern verstand, sprang ich hoch auf vor Freude und Ertzjücken. — Wie im Traum ging ich umher die Tage hindurch, bis zu meiner Abreise. Es war mir nicht möglich auf der Gallerie einen Pinsel anzusehen. Der Inspektor, alle Künstler, die in Italien gewesen, mußten mir erzählen, von dem Lande wo die Kunst gedeiht. Ebdlich war Tag und Stunde gekommen. Schmerzlich war der Abschied von den Eltern, die von düst'rer Ahnung gequält, daß sie mich nicht wiedersehen würden, mich nicht lassen wollten. Selbst der Vater, sonst ein entschlossener fester Mann, hatte Mühe, Fassung zu erlangen. „Italien — Italien wirst Du sehen,“ riefen die Kunstweiber, da lobtete von tiefer Wehmuth nur stürzte entzündet das Verlangen auf und rasch schritt ich fort — vor der Eltern Hause schien mir die Bahn des Künstlers zu beginnen.“

Berthold, in jedem Fache der Malerei vorbereitet, hatte sich doch vorzüglich der Landschaftsmalerei ergeben, die er mit Liebe und Eifer trieb. In Rom glaubte er reiche Nahrung für diesen Zweig der Kunst zu finden, es war dem nicht so. Gerade in dem Kreis der Künstler und Kunstfreunde, in dem er sich bewegte, wurde ihm unaussprechlich vorgebet, daß der Historienmaler allein auf der höchsten Spitze stehe, und ihm alles Uebrig' untergeordnet sey. Man rieth ihm, wolle er ein bedeutender Künstler werden, doch nur gleich von seinem Fache abzugehen und sich dem Höheren zuzuwenden, und dies, verbunden mit dem nie sonst gefühlten Eindruck, den Raphaels mächtige Fresko-Gemälde im Vatikan auf ihn machten, bestimmten ihn wirklich die Landschaft zu verlassen. Er zeichnete nach jenen Raphaels, er kopirte kleine Delgemälde anderer berühmter Meister; alles fiel bei seiner tüchtigen Praktik recht wohl und schicklich aus, aber nur zu sehr fühlte er, daß das Lob der Künstler und Kenner ihn nur tröstete, aufmuntern sollte. Er sah es ja selbst, daß seinen Zeichnungen, seinen Copien alles Leben des Originals fehle. Raffaels, Correggios himmlische Gedanken begeisterten (so glaubte er) zum eignen Schaffen, aber so wie er sie in der Fantasie fest halten wollte, verschwanden sie wie im Nebel, und alles, was er auswendig zeichnete, hatte, wie jedes nur undeutlich, verworren Gedachte, kein Reges, keine Bedeutung. Ueber dieses vergebliche Ringen und Streben schlich trüber Unmuth in seine Seele, und oft entran er den Freunden, um in der Gegend von Rom Baumgruppen — einzelne landschaftliche Partien heimlich zu zeichnen und zu malen. Aber auch dies gerieth nicht mehr wie sonst, und zum erstenmal

zweifelte er an seinem wahren Künstlerberuf. Die schönsten Hoffnungen schienen untergehen zu wollen. „Ach mein hochberehrt' Freund und Lehrer,“ schrieb Berthold an Birchner, „Du hast mir Großes zugetraut, aber — hier, wo es erst recht licht werden sollte in meiner Seele, bin ich inne worden, daß das, was Du wahrhaftiges Künstlergenie nanntest, nur etwa Talent — äußere Fertigkeit der Hand war. Sage meinen Eltern, daß ich bald zurückkehren werde, um irgend ein Handwerk zu erlernen, das mich künftig ernähre u. s. w.“ Birchner schrieb zurück: „D. könnte ich doch bei Dir seyn, mein Sohn! um Dich aufzurichten in Deinem Unmuth. Aber glaube mir, Deine Zweifel sind es gerade, die für Dich, für Deinen Künstlerberuf sprechen. Der, welcher in freiem unwandelbarem Vertrauen auf seine Kraft immer fortzuschreiten gedenkt, ist ein blöder Thor, der sich selbst täuscht; denn ihm fehlt ja der eigentliche Impuls zum Streben, der nur in dem Gedanken der Mangelhaftigkeit ruht. Harre aus! — Bald wirst Du Dich erkräftigen, und dann ruhig, nicht durch das Urtheil, durch den Rath der Freunde, die Dich zu verstehen vielleicht gar nicht im Stande, gezügelt, den Weg fortwandeln, den Dir Deines Ichs eigne Natur vorgeschrieben. Ob Du Landschaftler bleiben, ob Du Historienmaler werden willst, wirst Du dann selbst entscheiden können, und an keine feindliche Absonderung der Zweige eines Stammes denken.“

Es begab sich, daß gerade zu der Zeit, als Berthold diesen tröstenden Brief von seinem alten Lehrer und Freunde erhielt, sich Philipp Hackert's Ruhm in Rom verbreitet hatte. Einige von ihm dort aufgestellte Stücke von wunderbarer Unmuth und Klarheit bewährten des Künstlers Ruf, und selbst die Historienmaler gefanden, es läge auch in dieser reinen Nachahmung der Natur viel Großes und Vortreffliches. Berthold schöpft Athem — er hörte nicht mehr seine Lieblingskunst verhöhnen, er sah einen Mann, der sie trieb, hochgestellt und verehrt; wie ein Funke fiel es in seine Seele, daß er nach Neapel wandern und unter Hackert studiren müsse. Ganz jubelnd schrieb er an Birchner und an seine Eltern, daß er nun nach hartem Kampf den rechten Weg gefunden habe, und bald in seinem Fache ein tüchtiger Künstler zu werden hoffe. Freundlich nahm der ehrliche deutsche Hackert den deutschen Schüler auf, und bald strebte dieser dem Lehrer in regem Schwunge nach. Berthold erlangte große Fertigkeit, die verschiedenen Baum- und Gesträucharten der Natur getreu darzustellen; auch leistete er nicht Geringes in dem Dunstigen und Duftigen, wie es auf Hackertschen Gemälden zu finden. Das erwarb ihm vieles Lob, aber auf ganz eigene Weise schien es ihm bisweilen, als wenn seinen, ja selbst den Landschaften des Lehrers, etwas fehle, das er nicht zu nennen wußte, und daß ihm doch in Gemälden Claude Lorrains, ja selbst in Salvator Rosa's rauhen Wüsteneien entgegengrat. Es erhoben sich allerlei Zweifel gegen den Lehrer in ihm, und er wurde vorzüglich ganz unmuthig, wenn Hackert mit angestrengter Mühe todt's Bild malte, das ihm der König zugeschiekt. Doch überwand er bald dergleichen, wie er glaubte, freveliche Gedanken und fuhr fort, mit frommer Hingebung und deutschem Fleiß nach seines Lehrers Muster zu arbeiten, so daß er in kurzer Zeit es ihm beinahe gleich that. So kam es denn, daß er auf Hackerts ausdrücklichen Anlaß eine große Landschaft, die er treu nach der Natur gemalt hatte, zu einer Ausstellung, die mehrertheils aus Hackertschen Landschaften und Stillleben bestand, hergeben mußte. Alle Künstler und Kenner bewunderten des Jünglings treue saubere Arbeit und priesen ihn laut. Nur ein ältlicher, sonderbar gekleideter Mann sagte selbst zu Hackerts Gemälden kein

Wort, sondern lächelte nur bedeutsam, wenn die Lobeserhebungen der Menge recht ausgelassen und toll daher brausien. Berthold bemerkte deutlich, wie der Fremde als er vor seiner Landschaft stand, mit einer Miene des tiefsten Bedauerns den Kopf schüttelte und dann sich entfernen wollte. Berthold, etwas aufgelaßt durch das allgemeine Lob, das ihm zu Theil geworden, konnte sich des innern Aergers über den Fremden nicht erwehren. Er trat auf ihn zu und frag, indem er die Worte schärfer betonte, als gerade nöthig: „Ihr scheint mit dem Bilde nicht zufrieden, mein Herr, unerachtet es doch wahrer Künstler und Kenner nicht ganz übel finden wollen? Sagt mir gefälligst, woran es liegt, damit ich die Fehler nach Euerm gütigen Rath abändere und bessere?“ Mit scharfem Blicke schaute der Fremde Berthold an, und sprach sehr ernst: „Jüngling, aus Dir hätte viel werden können.“ Berthold erschrak bis ins Innerste vor des Mannes Blick und seinen Worten; er hatte nicht den Muth, etwas weiter zu sagen, oder ihm zu folgen, als er langsam zum Saale hinausschritt. Hackert trat bald darauf selbst hinein, und Berthold elkte, ihm den Vorfall mit dem wunderlichen Mann zu erzählen. „Ach!“ rief Hackert lachend: „laß Dir das nicht zu Herzen gehen! Das war ja unser brummiger Aler, dem nichts recht ist, der alles tadelt; ich begegnete ihm auf dem Vorfaal. Er ist auf Maltha von griechischen Eltern geboren, ein reicher wunderlicher Kauz, gar kein übler Maler; aber alles was er macht, hat ein fantastisches Ansehen, welches wohl daher rührt, weil er über jede Darstellung durch die Kunst ganz tolle absurde Meinungen und sich ein künstlerisches System gebaut hat, das den Teufel nichts taugt. Ich weiß recht gut, daß er gar nichts auf mich hält, welches ich ihm gern verzeihe, da er mir wohlervorbenen Ruhm nicht streitig machen wird.“ Dem Berthold war es zwar, als habe der Malthefer irgend einen wunden Fleck seines Innersten schmerzhaft berührt, aber so wie der wohlthätige Wundarzt, um zu forschen und zu heilen; indessen schlug er sich das bald aus dem Sinn und arbeitete fröhlich fort, wie zuvor.

Das große, wohlgeungene, allgemein bewunderte Bild hatte ihm Muth gemacht, das Gegenstück zu beginnen. Einen der schönsten Punkte in Neapels reicher Umgebung wählte Hackert selbst aus, und so wie jenes Bild den Sonnenuntergang darstellte, sollte diese Landschaft im Sonnenaufgang gehalten werden. Berthold bekam viel fremde Bäume, viele Weinberge, vorzüglich aber viel Nebel und Dufst zu malen.

Auf der Platte eines großen Steins, eben in jenem von Hackert gewählten Punkte, saß Berthold eines Tages, den Entwurf des großen Bildes nach der Natur vollendend. „Wohl getroffen, in der That!“ sprach es neben ihm. Berthold blickte auf, der Malthefer sah in sein Blatt hinein, und fügte mit satirischem Lächeln hinzu: „Nur eins habt Ihr vergessen, lieber junger Freund! Schaut doch dort herüber nach der grün verankten Mauer des fernen Weinbergs! Die Thüre steht halb offen; das müßt Ihr ja anbringen mit gehörigem Schlag Schatten — die halbgeöffnete Thüre macht erstaunliche Wirkung!“ „Ihr spottet,“ erwiderte Berthold, „ohne Ursache, mein Herr! Solche Zufälligkeiten sind keinesweges so verächtlich wie Ihr glaubt, und deshalb mag sie mein Meister wohl anbringen. Erinnert Euch doch nur des aufgehängten weißen Tuchs in der Landschaft eines alten niederländischen Malers, das nicht fehlen darf, ohne die Wirkung zu verderben. Aber Ihr scheint überhaupt kein Freund der Landschaftsmalerei, der ich mich nun einmal ganz ergeben habe mit Leib und Seele, und darum bit' ich Euch, laßt mich ruhig fortarbeiten.“ „Du bist in großem Irrthum be-

fangen, Jüngling,“ sprach der Malthefer. „Nur einmal, sage ich, aus Dir hätte viel werden können; sichtlich zeugen Deine Werke das rastlose Streben nach dem Höheren, aber nimmer wirst Du Dein Ziel erreichen, denn der Weg, den Du eingeschlagen, führt nicht dahin. Merk wohl auf, was ich Dir sagen werde! Wie leicht glückt es mir, die Flamme in Deinem Innern zu Du, Unverständiger! zu überbauen trachtest, anzudeuten, daß sie hell aufleuchtet und dich erleuchtet; dann wirst Du den wahren Geist, der in Dir lebt, zu erschauen vermögen. Hältst Du mich denn für so tödlich, daß ich die Landschaft dem historischen Gemälde unterordne, daß ich das gleiche Ziel, nach dem beide, Landschaftler und Historienmaler, streben sollen, erkenne? — Auffassung der Natur in der tiefsten Bedeutung des höhern Sinnes, das alle Wesen zum höhern Leben entzündet, das ihr heilige Zweck aller Kunst. Kann denn das bloße genaue Abschreiben der Natur jemals dahin führen? — Ähnlich, wie Keif und gezwungen sieht die nachgemachte Handschrift in einer fremden Sprache aus, die der Schreiber nicht verstand und daher den Sinn der Worte, die er mühsam abschnörkelte, nicht zu deuten wußte. Sind die Landschaften Deines Meisters correcte Abschriften eines in ihm fremder Sprache geschriebenen Originals. — Der Beweihte vernimmt die Stimme der Natur, die in wunderbaren Lauten aus Baum, Grotte, Blume, Berg und Geräucher von unerforschlichem heimlich spricht, die in seiner Brust sich zu frommer Meinung gestalten; dann kommt, wie der Geist selbst, die Gabe über ihn, diese Ahnung sichtlich in sein Werke zu übertragen. Ist Dir, Jüngling! denn bei der Beschaun der Landschaften alter Meister nicht ganz wunderbarlich zu Muth geworden? Gewiß hast Du nicht daran gedacht, daß die Blätter des Lindenbaums, daß die Pinien, die Plananen der Natur getreu, auf der Hintergrund duffiger, das Wasser klarer sein konnte; aber der Geist, der aus dem Ganzen weht, hat Dich empor in ein höheres Reich, dessen Abglanz Du zu schauen wähltest. Daher studire die Natur zwar auch im mechanischen fleißig und sorgfältig, damit Du die Präzision der Darstellung erlangen mögest, aber halte die Präzision nicht für die Kunst selbst. Bist Du eingetrungen in den tiefen Sinn der Natur, so werden selbst in Deinem Innern ihre Bilder in hoher glänzender Pracht aufgehen.“ — Der Malthefer schwieg; als aber Berthold tief ergriffen, gebückten Hauptes, keines Wortes mächtig da stand, verließ ihn der Malthefer mit den Worten: „Ich hab' Dich durchaus nicht verwirren wollen in Deinem Beruf; aber ich weiß, daß ein hoher Geist in Dir schlummert: ich rief ihn an mit starken Worten, damit er erwache und freich und frei seine Fittige regeln könne.“

Dem Berthold war es so, als habe der Malthefer ihm, was in seiner Seele gährte und brauste, Wort gegeben; die innere Stimme brach hervor, — kein Wort dieses Streben — dieses Mühen ist das unermüdete trübselige Umbertappen des Blinden, was — was mit Allem, was mich geblendet bis jetzt! — Er war nicht im Stande auch nur einen Strich weiter an dem Bild zu zeichnen. Er vertieft seinen Meißel, und streubte wider Unruhe umher und stiebte laut, daß die Arbeit Erkenntnis, von der der Malthefer gesprochen, ihm nicht gehen möge.

„Nur in süßen Träumen war ich glücklich —“ Da wurde Alles wahr, was der Malthefer gesprochen. Ich lag von zauberischen Düften umspielt im grünen Gebüsch, und die Stimme der Natur ging vorüber in melodisch klingenden Wehen durch den dunklen Wald. — „Horch — horch auf — Geweihter! —“ Berthold die Uröne der Schöpfung, die sich gestalten zu wollen

seinem Sinn empfänglich.“ — Und indem ich die Klänge deutlicher und deutlicher erklingen hörte, war es, als sey ein neuer Sinn in mir erwacht, der mit wunderbarer Klarheit das erfaßte, was mir unerforschlich geschienen. — Wie in seltsamen Hieroglyphen zeichnete ich das mir aufgeschlossene Geheimniß mit Flammenzügen in die Lüste; aber die Hieroglyphen-Schrift war eine wunderherrliche Landschaft, auf der Baum, Gebüsch, Blume und Gewässer, wie in lautem wonnigem Klänge sich regten und bewegten.“

Doch eben nur im Traume kam solche Seligkeit über den armen Berthold, dessen Kraft gebrochen, und der im Innersten verwirrt war, als in Rom, da er Historienmaler werden wollte. Schritt er durch den dunklen Wald, so überfiel ihn ein unheimliches Grauen; trat er heraus und schaute in die fernen Berge, so griff es wie mit eisernen Krallen in seine Brust — sein Athem stockte — er wollte vergehen vor innerer Angst. Die ganze Natur, ihm sonst freundlich lächelnd, ward ihm zum bedrohlichen Ungeheuer, und ihre Stimme, die sonst in des Abendwindes Suseln, in dem Plätschern des Baches, in dem Klatschen des Gebüsches mit süßem Wort ihn begrüßte, verkündete ihm nun Untergang und Verderben. Endlich wurde er, je mehr ihn jene holden Träume trösteten, desto ruhiger, doch mied er es im Freien allein zu seyn, und so kam es, daß er sich zu ein paar muntern deutschen Malern gesellte, und mit ihnen häufig Ausflüge nach den schönsten Gegenden Neapels machte.

Einer von ihnen, wir wollen ihn Florentin nennen, hatte es in dem Augenblicke nicht sowohl auf tiefes Studium seiner Kunst, als auf heitern Lebensgenuß abgesehen, seine Wappe zeugte davon. — Gruppen tanzender Bauernmädchen — Proressionen — ländliche Feste — Alles das wußte Florentin, so wie es ihm aufstieg, mit sicherer leichter Hand schnell auf's Blatt zu werfen. Jede Zeichnung, war sie auch kaum mehr als Skizze, hatte Leben und Bewegung. Dabei war Florentin's Sinn keinesweges für das Höhere verschlossen; in der Gegebenheit drang er mehr, als je ein moderner Maler, tief ein in den fremden Sinn der Gemälde aller Meister. In sein Materbuch hatte er die Fresko-Gemälde einer alten Klosterkirche in Rom, ehe die Mauern eingestürzt waren, in bloßen Umriszen hinein gezeichnet. Sie stellten das Martyrium der heiligen Katharina dar. Man konnte nichts herrlicheres, reiner aufgefäßtes sehen, als jene Umrisse, die auf Berthold einen ganz eignen Eindruck machten. Er sah Blüthe leuchten durch die finstre Dede, die ihn umfingen, und es kam ihm, daß er für Florentin's heiteren Sinn empfänglich wurde, und, da dieser zwar den Reiz der Natur, in ihr aber beständig mehr das menschliche Princip mit reger Lebendigkeit auffaßte, eben dieses Princip für den Stützpunkt erkannte, an den er sich halten mußte, um nicht gestaltlos im leeren Raum zu verschwimmen. Während Florentin irgend eine Gruppe, der er begegnete, schnell zeichnete, hatte Berthold des Freundes Materbuch aufgeschlagen, und versuchte Katharina's wunderthobde Gestalt nachzubilden, welches ihm endlich so ziemlich glückte, wiewohl er, so wie in Rom, vergebens darnach strebte, seine Figuren dem Original gleich zu beleben. Er klagte dieß dem, wie er glaubte, an wahrer Künstlergenialität ihm weit überlegenen Florentin, und erzählte zugleich, wie der Malteser zu ihm über die Kunst gesprochen. „Si, lieber Bruder Berthold!“ sprach Florentin; „der Malteser hat in der That recht, und ich stelle die wahre Landschaft den tief bedeutsamen heiligen Historien, wie sie die alten Maler darstellen, völlig gleich. Na, ich halte sogar dafür, daß man erst durch das Darstellen der uns näher liegenden organischen Natur sich stärken müsse, um Licht zu finden in ihrem nächtlichen Reich. Ich rathe Dir,

Berthold, daß Du Dich gewöhnst Figuren zu zeichnen, und in ihnen Deine Gedanken zu ordnen; vielleicht wird es dann heller um Dich werden.“ Berthold that, so wie ihm der Freund geboten, und es war ihm, als zögen die finstern Wolkenschatten, die sich über sein Leben gelegt, vorüber.

„Ich mühte mich, das, was nur wie dunkle Ahnung tief in meinem Innern lag, wie in jenem Traume hieroglyphisch darzustellen, aber die Züge dieser Hieroglyphen-Schrift waren menschliche Figuren, die sich in wunderlicher Verschlingung um einen Lichtpunkt bewegten. — Dieser Lichtpunkt sollte die herrlichste Gestalt seyn, die je eines Bildners Fantasie aufgegangen; aber vergebens strebte ich, wenn sie im Traume von Himmelsstrahlen umflossen mir erschien, ihre Züge zu erfassen. Jeder Versuch, sie darzustellen, mißlang auf schmähtliche Weise, und ich verging in heißer Sehnsucht.“ — Florentin bemerkte den bis zur Krankheit aufgeregten Zustand des Freundes, er tröstete ihn so gut er es vermochte. Oft sagte er ihm, daß dieß eben die Zeit des Durchbruchs zur Erleuchtung sey; aber wie ein Träumer schlich Berthold einher, und alle seine Versuche blieben nur ohnmächtige Anstrengungen des kraftlosen Kindes.

Unfern Neapel lag die Villa eines Herzogs, die, weil sie die schönste Aussicht nach dem Vesuv und in's Meer hinein gewährte, den fremden Künstlern, vorzüglich den Landschaftern gütlich geöffnet war. Berthold hatte hier öfters gearbeitet, öfter noch in einer Grotte des Parks zur guten Zeit sich dem Spiel seiner fantastischen Träume hingeegeben. Hier in dieser Grotte sah er eines Tages, von glühender Sehnsucht, die seine Brust zerriß, gemartert, und weinte heiße Thränen, daß der Stern des Himmels seine dunkle Bahn erleuchten möge; da rauschte es im Gebüsch, und die Gestalt eines hochherrlichen Weibes stand vor der Grotte.

„Die vollen Sonnenstrahlen fielen in das Engelsgesicht. — Sie schaute mich an mit unbeschreiblichem Blick. — Die heilige Katharina — Nein, mehr als sie — mein Ideal, mein Ideal war es! — Wahnsinnig vor Entzücken stürzte ich nieder, da verschwebte die Gestalt freundlich lächelnd! — Erhöret war mein heißestes Gebet!“

Florentin trat in die Grotte, er erstaunte über Berthold, der mit verklärtem Blick ihn an sein Herz drückte. — Thränen stürzten ihm aus den Augen. — „Freund — Freund!“ stammelte er: „ich bin glücklich — selig — sie ist gefunden — gefunden!“ Rasch schritt er fort, in seine Werkstatt — er spannte die Leinwand auf, er fing an zu malen. Wie von göttlicher Kraft beseelt, zauberte er mit der vollen Gluth des Lebens das überirdische Weib, wie es ihm erschienen, hervor. — Sein Innerstes war von diesem Augenblicke ganz umgewendet. Statt des Trübnißs, der an seinem Herzmart gezebrt hatte, erhob ihn Trost und Heiterkeit. Er studierte mit Fleiß und Anstrengung die Meisterwerke der alten Maler. Mehrere Copien gelangen ihm vortrefflich, und nun fing er an selbst Gemälde zu schaffen, die alle Kenner in Erstaunen setzten. An Landschaften war nicht mehr zu denken, und Dackert bekannte selbst, daß der Jüngling nun erst seinen eigentlichen Beruf gefunden habe. So kam es, daß er mehrere große Werke, Altarblätter für Kirchen, zu malen bekam. Er wählte mehrertheils heitere Gegenstände christlicher Legenden, aber überall strahlte die wunderherrliche Gestalt seines Ideals hervor. Man fand, daß Gesicht und Gestalt der Prinzessin Angiola L... zum Sprechen ähnlich sey, man äußerte dieß dem jungen Maler selbst, und Schläufköpfe gaben spöttisch zu verstehen, der deutsche Maler sey von dem Feuerblicke der wunderschönen Donna tief in's Herz getroffen. Berthold war hoch erzürnt über das alberne

Gewäch der Leute, die das Himmlische in das Ge-
meirdische herabziehen wollten. „Glaubt Ihr denn,“
sprach er, „daß solch' ein Wesen wandeln könne hier auf
Erden? In einer wunderbaren Vision wurde mir das
Höchste erschlossen; es war der Moment der Künstler-
wähe.“ — Berthold lebte nun froh und glücklich, bis
nach Bonapartes Siegen in Italien sich die französische
Armee dem Königreich Neapel nahte, und die alle ru-
higen glücklichen Verhältnisse furchtbar zerstörende Re-
volution ausbrach. Der König hatte mit der Königin
Neapel verlassen, die Citta war angeordnet. Der Gene-
ral-Bitar schloß mit dem französischen General einen
schmachvollen Waffenstillstand, und bald kamen die fran-
zösischen Commissarien, um die Summe, die gezahlt wer-
den sollte, in Empfang zu nehmen. Der General-Bitar
entfloh, um sich der Wuth des Volks, das sich von ihm,
von der Citta, von allen, die ihm Schutz gewähren konn-
ten gegen den andringenden Feind, verlassen glaubte,
zu entziehen. Da waren alle Bande der Gesellschaft aufge-
löst; in wilder Anarchie verkündete der Pöbel Ordnung und
Gesetz, und unter dem Geschrei: Viva la santa fede!
rannten seine wahnsinnigen Horden durch die Straßen, die
Häuser der Großen, von welchen sie sich an den Feind ver-
kauft wähten, plündernd und in Brand steckend. Ver-
gebens waren die Bemühungen Moliterno's und Rocca
Romana's, Günstlinge des Volks und zu Anführern er-
wählt, die Rasenden zu bändigen. Die Herzöge della
Dorre und Clemens Filomarino waren ermordet, aber
noch war des wüthenden Pöbels Blutdurst nicht gestillt.
— Berthold hatte sich aus einem brennenden Hause nur
halb angekleidet gerettet; er stieß auf einen Haufen des
Volks, der mit angezündeten Fackeln und blinkenden Mes-
sern nach dem Palaste des Herzogs von L. eilte. Ihn für
ihres gleichen haltend, drängten sie ihn mit sich fort —
Viva la santa fede! brüllten die Wahnsinnigen, und
in wenigen Minuten waren der Herzog — die Bedien-
ten, alles was sich widersetzte, ermordet, und der Palast
loderte hoch in Flammen auf. — Berthold war immer
fort und fort in den Palast hineingebrängt. — Dicker
Rauch waltete durch die langen Gänge. — Er lief schnell
durch die aufgesprungenen Zimmer, aufs neue in Gefahr,
in den Flammen umzukommen — vergebens den Aus-
gang suchend. — Ein schneidendes Angstgeschrei schallt
ihm entgegen — er stürzt durch den Saal. — Ein Weib
ringt mit einem Lazzarone, der es mit starker Faust er-
faßt hat, und im Begriff ist ihm das Messer in die Brust
zu stoßen. — Es ist die Prinzessin — es ist Bertholds
Ideal! — Bewußtlos vor Entsetzen springt Berthold
hinzu — den Lazzarone bei der Gurgel packend — ihn zu
Boden werfen, ihm sein eignes Messer in die Rechte ste-
cken — die Prinzessin in die Arme nehmen — mit ihr
fliehen durch die flammenden Säle — die Treppen hinab —
fort, fort, durch das dickste Volksgewühl! — Alles das ist die
That eines Moments! — Keiner hielt den fliehenden
Berthold auf; mit dem blutigen Messer in der Hand,
vom Dampfe schwarz gefärbt, in zerrissenen Kleidern,
sah das Volk in ihm den Mörder und Plünderer, und
gönnte ihm seine Beute. In einem oden Winkel der
Stadt unter einem alten Gemäuer, in das er, wie aus
Instinkt, sich vor der Gefahr zu verbergen, gelaufen,
sank er ohnmächtig nieder. Als er erwachte, kniete die
Prinzessin neben ihm, und wusch seine Stirn mit kaltem
Wasser. „Dank!“ — siepelte sie mit wunderlieblich-
cher Stimme, „Dank den Heiligen, daß Du erwacht
bist, Du mein Retter, mein Alles!“ — Berthold rich-
tete sich auf, er wäht zu träumen, er blickte mit star-
ren Augen die Prinzessin an — ja sie war es selbst — die
herrliche Himmelsgestalt, die den Götterfunken in seiner
Brust entzündet. — Ist es möglich — ist es wahr —
lebe ich denn?“ rief er aus. „Ja Du lebst,“ sprach die

Prinzessin — „Du lebst für mich; was Du nicht zu
hoffen wagtest, geschah wie durch ein Wunder. Du
kennst Dich wohl, Du bist der deutsche Maler Berthold.
Du liebtest mich ja, und verherrlichtest mich in Deinen
schönsten Gemälden. — Konnte ich denn Dein sein?
— Aber nun bin ich es immerdar und ewig. — Laß uns
fliehen, o laß uns fliehen!“ — Ein sonderbares Gefühl,
wie wenn jähliger Schmerz süße Träume zerhört,
durchzuckte Berthold bei diesen Worten der Prinzessin.
Doch als das holde Weib ihn mit den vollen schmerzhaften
Armen umfing, als er sie ungefühm an seinen Brust
drückte, da durchbeben ihn süße niegekannnte Schwär-
me, und im Wahnsinn des Entzückens höchster Erdennut
er aus: — „O, kein Trugbild des Traumes — wahr
es ist mein Weib, das ich umfange, es nie zu lassen —
das meine glühende, dürstende Sehnsucht stillt!“

Aus der Stadt zu fliehen war unmöglich; denn vor
den Thoren stand das französische Heer, dem das Volk
war es gleich schlecht bewaffnet und ohne alle Anführer,
zwei Tage hindurch den Einzug in die Stadt verhin-
derte. Endlich gelang es Berthold, mit Angiola von
Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel, und dann aus der Stadt
zu fliehen. Angiola, von heißer Liebe zu ihrem Mann
entbrannt, verschmähte es in Italien zu bleiben; die Fa-
milie sollte sie für todt halten, und so Bertholds Sein
ihm gesichert bleiben. Ein diamantnes Halsband und kost-
bare Ringe, die sie getragen, waren hinlänglich, in Rom
(bis dahin waren sie langsam fortgepilgert) sich mit al-
len nöthigen Bedürfnissen zu versehen, und so kam sie
glücklich nach M. im südlichen Deutschland, wo Berthold
sich niederzulassen und durch die Kunst sich zu ernähren
gedachte. — War's denn nicht ein nie erträumtes, nie ge-
ahnetes Glück, das Angiola, das himmlisch-schöne Weib,
das Ideal seiner wärmigsten Künstlerträume, sein wer-
den mußte, unerachtet sich alle Verhältnisse des Lebens zu
eine unübersteigbare Mauer zwischen ihm und der Lieb-
sten aufstürzten? — Berthold konnte in der That
dies Glück kaum fassen, und schmeigte in namenloser
Wonne, bis lauter und lauter die innere Stimme ihm
mahte, seiner Kunst zu gedenken. In M. beschloß er
seinen Ruf durch ein großes Gemälde zu begründen, das
er für die dortige Marienkirche malen wollte. Der ein-
fache Gedanke, Maria und Elisabeth in einem idyllischen
Garten auf einem Rasen sitzend, die Kinder Christum und
Johannes vor ihnen im Grase spielend, sollte der ganz
Vorwurf des Bildes sein, aber vergebens war alles
Ringen nach einer reinen geistigen Anschauung des Un-
mättes. So wie in jener unglücklichen Zeit der Ver-
schwammen ihm die Gestalten, und nicht die himm-
lische Maria, nein, ein irdisches Weib, ach seine An-
giola selbst stand, auf gräuliche Weise verzerrt, vor ihm
seines Geistes Augen. — Er gedachte Trost zu finden bei
unheimlichen Gewalt, die ihn zu erfassen schienen, er be-
reitete die Farben, er fing an zu malen; aber seine Kraft
war gebrochen, all' sein Bemühen, so wie damals, nur
die ohnmächtige Anstrengung des unverständigen Kindes.
Starr und leblos blieb was er malte, und selbst Angiola
— Angiola, sein Ideal, wurde, wenn sie ihm sah und er
sie malen wollte, auf der Leinwand zum todcen Weib-
bilde, das ihn mit gläsernen Augen anstarrte. Da schlich
sich immer mehr und mehr trüber Unmuth in seine
Seele, der alle Freuden des Lebens weggerete. Er wollte
— er konnte nicht weiter arbeiten, und so kam es, daß
er in Dürftigkeit gerieth, die ihn desto mehr nieder-
beugte, je weniger Angiola auch nur ein Wort der Küsse
hören ließ.

„Der immermehr in mein Innerstes hereinzubrechende
Gram, erzeugt von stets getäuschter Hoffnung, wenn ich
immer vergebens Kräfte aufbot, die nicht mehr zu
waren, versetzte mich bald in einen Zustand, der dem

Wahnsinn gleich zu achten war. Mein Weib gebär mir einen Sohn, das vollendete mein Glend, und der lange verhaltene Groll brach aus in hell aufflammenden Haß. Sie, sie allein sauf mein Unglück. Nein — sie war nicht das Ideal, das mir erschien, nur mir zum rettungslosen Verderben hatte sie trügerisch jenes Himmelsweibes Gestalt und Gesicht geborgt. In wilder Verzweiflung fluchte ich ihr und dem unschuldigen Kinde. — Ich wünschte beider Tod, damit ich erlöst werden möge von der unerträglichen Quaal, die wie mit glühenden Messern in mir wühlte! — Gedanken der Hölle flogen in mir auf. Vergebens las ich in Angiola's leichenblaßem Gesicht, in ihren Thränen mein rasendes frevelhaftes Verbrechen, in ihren Thränen mein rasendes frevelhaftes Verbrechen, in ihren Thränen mein rasendes frevelhaftes Verbrechen. — Du hast mich um mein Leben betrogen, verrücktes Weib! brüllte ich auf, und stieß sie mit dem Fuße von mir, wenn sie ohnmächtig niedersank und meine Arme umfaßte. —

Berthold grausames, wahnsinniges Betragen gegen Weib und Kind erregte die Aufmerksamkeit der Nachbarn, die es der Obrigkeit anzeigten. Man wollte ihn verhaften, als aber die Polizeidiener in seine Wohnung traten, war er sammt Frau und Kind spurlos verschwunden. Berthold erschien bald darauf zu N. in Oberschlesien; er hatte sich seines Weibes und Kindes entledigt, und fing voll heitern Muthes an, das Bild zu malen, das er in N. vergebens begonnen hatte. Aber nur die Jungfrau Maria und die Kinder Christus und Johannes konnte er vollenden, dann fiel er in eine furchtbare Krankheit, die ihn dem Tode, den er wünschte, nahe brachte. Um ihn zu pflegen, hatte man alle seine Gerätschaften und auch jenes unvollendete Gemälde verkauft, und er zog, nachdem er nur einigermaßen sich wieder erkräftigt, als ein fieder elender Bettler von dannen. — In der Folge nährte er sich dürftig durch Wandmalerei, die ihm hie und da übertragen wurde.

Bertholds Geschichte hat etwas Entsetzliches und Grauenvolles, sprach ich zu dem Professor, „ich halte ihn, unachtet er es nicht geradezu ausgesprochen, für den ruchlosen Mörder seines unschuldigen Weibes und seines Kindes.“ „Es ist ein wahnsinniger Thor,“ erwiderte der Professor, „dem ich den Muth zu solcher That gar nicht zutraue. Ueber diesen Punkt löst er sich niemals deutlich aus, und es ist die Frage, ob er sich nicht bloß einbildet, an dem Tode seiner Frau und seines Kindes Schuld zu seyn; er malt eben wieder Marmor, erst in künftiger Nacht vollendet er den Altar, dann ist er bei guter Laune, und Sie können vielleicht mehr über jenen hüglichen Punkt von ihm heraus bekommen.“ — Ich muß gesehen, daß, dachte ich es mir lebhaft, um Mitternacht mit Berthold allein in der Kirche mich zu befinden, mir, nachdem ich seine Geschichte gelesen, ein leiser Schauer durch die Glieder lief. Ich meinte, er könnte mitunter was wenigens der Teufel seyn, trotz seiner Gutmüthigkeit und seines treuerzigen Wesens, und wollte mich deshalb lieber gleich Mittags im lieben heitern Sonnenschein mit ihm abscheiden.

Ich fand ihn auf dem Gerüste mürrisch und in sich geküht, Marmorabern sprengelnd; zu ihm heraufgestiegen, reichte ich ihm stillschweigend die Leuchte. Erstaut sah er sich nach mir um, „Ich bin ja Ihr Handlanger,“ sprach ich leise, das zwang ihm ein Lächeln ab. Nun fing ich an von seinem Leben zu sprechen, so daß er mir zuhören mußte, ich wisse Alles, und er schien zu glauben, er habe mir alles selbst in jener Nacht erzählt. Leise — leise kam ich auf die gräßliche Katastrophe, dann sprach ich plötzlich: „Also in heillosen Wahnsinn mordeten Sie Weib und Kind?“ Da ließ er Farbentopf und Pinsel fallen, und rief, mich mit gräßlichen Blick anstarrend und beide Hände hoch erhebend: „Nein sind diese Hände

von Blute meines Weibes, meines Sohnes! Noch ein solches Wort, und ich stürzte mich mit Euch hier vom Gerüste herab, daß unsere Schädel zerschellen auf dem steinernen Boden der Kirche!“ — Ich befand mich in dem Augenblick wirklich in seltsamer Lage, am besten schien es mir, mit ganz Fremdem hineinzufahren. „D sehen Sie doch, lieber Berthold,“ sprach ich so ruhig und kalt, als es mir möglich war, „wie das häßliche Dunkelgelb auf der Wand dort so verfliehet.“ Er schauete hin, und indem er das Gelb mit dem Pinsel verstrich, stieg ich leise das Gerüst herab, vertief die Kirche, und ging zum Professor, um mich über meinen bestraften Vorwitz tüchtig auslachen zu lassen.

Mein Wagen war reparirt, und ich verließ G., nachdem mir der Professor Meynus Walter feierlich versprochen, sollte sich etwas besonderes mit Berthold ereignen, mir es gleich zu schreiben.

Ein halbes Jahr mochte vergangen seyn, als ich wirklich von dem Professor einen Brief erhielt, in welchem er sehr weitläufig unser Beisammenseyn in G. rühmte. Ueber Berthold schrieb er mir folgendes: „Bald nach Ihrer Abreise trug sich mit unserm wunderlichen Maler viel sonderbares zu. Er wurde plötzlich ganz heiter, und vollendete auf die herrlichste Weise das große Altarblatt, welches nun vollends alle Menschen in Erstaunen setzt. Dann verschwand er, und da er nicht das mindeste mitgenommen, und man ein paar Tage darauf Hut und Stock unsern des D — Stromes fand, glauben wir alle, er habe sich freiwillig den Tod gegeben.“

Das Sanctus.

Der Doktor schüttelte bedenklich den Kopf. — „Wie,“ rief der Kapellmeister heftig, indem er vom Stuhle aufsprang, „so sollte Bettina's Catarrh wirklich etwas zu bedeuten haben?“ — Der Doktor stieß ganz leise drei oder viermal mit seinem spanischen Noth auf den Fußboden, nahm die Dose heraus und steckte sie wieder ein ohne zu schnupfen, richtete den Blick starr empor, als zähle er die Kometen an der Decke, und hustete mißthönig ohne ein Wort zu reden. Das brachte den Kapellmeister außer sich, denn er wußte schon, solches Gebehrdenpiel des Doktors hieß in deutlichen, lebendigen Worten nichts anders, als: ein böser, böser Fall — und ich weiß mir nicht zu raten und zu helfen, und ich steure umher in meinen Versuchen, wie jener Doktor im Gilblas di Santillana. „Nun, so sag' er es denn nur geradezu heraus,“ rief der Kapellmeister erzürnt, „ohne so verdammt wichtig zu thun mit der simplen Heiserkeit, die sich Bettina zugezogen, weil sie unvorsichtiger Weise den Schawl nicht umwarf, als sie die Kirche verließ — das Leben wird es ihr doch eben nicht kosten, der Kleinen.“ „Mit nichts,“ sprach der Doktor, indem er nochmals die Dose herausnahm, jetzt aber wirklich schnupfte, „aber höchst wahrscheinlich wird sie in ihrem ganzen Leben keine Note mehr singen!“ Da fuhr der Kapellmeister mit beiden Händen sich in die Haare, daß der Puder weit umherflaute, und ramte im Zimmer auf und ab, und schrie wie besessen: „Nicht mehr singen? — nicht mehr singen? — Bettina nicht mehr singen? — Gestorben all' die herrlichen Canzonette — die wunderbaren Bolero's und Seguidilla's, die wie klingender Blumenhauch von ihren Lippen strömten? — Kein frommes Agnus, kein tröstendes Benedictus von ihr mehr hören? — O! o! — Kein Miserere, das mich reinbürstete von jedem irdischen Schmutz miserabler Gedanken — das in mir oft eine ganze reide